

Die verlorene Seele

Autor(en): **Grüninger, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 14

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die verlorene Seele.



Der junge Kandidat der Theologie, Herr Heinrich Oberholder, seufzte.

„Es ist einfach so,“ sagte er, „sie respektieren eine der erlesensten Gottesgaben zu wenig. Es läßt sich zwar aus Schrift und Bibel nicht mit Zitaten nachweisen, daß der Herr die Hopfen selbststeigen pflanzte, wie weiland die Reben; aber bei einiger Schlußfolgerung kommt man mit genügender theologischer Sicherheit zum Ergebnis, daß er sie in seinem Weltplan zum allermindesten vorgesehen und zwar, wie ich meine, mit seinem aktiven Willen, nicht bloß etwa mit dem zulassenden. Und da man nun aus Hopfen allein den anmutigen, Leib und Seele erquickenden Trank, den sie Bier nennen, erzeugen kann, liegt es wiederum durch den allernächsten Schluß hell und klar am Tage, daß auch das Dasein des braunen Getränks in der Weltordnung miteinbegriffen ist und zwar als ein ens bonum, nicht als ein malum, oder indifferens.“

Der junge Theologe hielt einen kleinen Augenblick inne, als wollte er nochmals seine Gedankenreihen prüfend durchgehen und nachforschen, ob nicht etwa eine kleine logische Schwäche darinnen verborgen liege. Aber er fand keine; alles schien ihm gedankenrichtig und in der Aufeinanderfolge wohlbegründet. Da erhob er seine linke Hand ein wenig, legte den Daumen und Zeigefinger nahe und fest aufeinander, so daß sie ein spitziges Dreieck bildeten, über das die drei letzten Finger etwas höher gingen, und indem er bedeutungsvoll mit dem Fingerdreieck auf das Tischlein klopfte, wie mit einem feinen Hämmerlein, fügte er bei:

„Es ist einfach eine Mißachtung der Gottesgabe. Ein Unrecht, ein formales allerdings nicht, denn sie ahnen es nicht in ihrem irrigen Gewissen, aber es ist eins. Seitdem diese Abstinenten die Mitte verschoben, in der immer die Tugend stand, ist es noch viel schlimmer geworden. Es ist ein Jammer.“

Herr Oberholder sah nachdenklich in sein Moralhandbuch, das vor ihm auf dem Tische lag. Er schlug im Eifer und in einiger Aufregung einen Wulst Blätter um. Dann heftete er wie zufällig seine Augen darauf.

„Nun sieh da,“ sagte er erstaunt; „das kommt ja fast wie eine Offenbarung!“

Er las:

„Das Fasten wird nicht gebrochen durch Wassertrinken, Weintrinken

oder andere Getränke, welche an sich bestimmt sind und gewöhnlich gebraucht werden, um den Durst zu stillen; daher das Axiom: „Liquidum non frangit jejunium“. So der heilige Alphonsus.

„Getränk bricht das Fasten nicht,“ sagt das Handbuch da. Wie nett. Er las weiter:

Quästio 1. Bricht der Wein, wenn man ihn trinkt, um den Hunger zu stillen, das Fasten?

Antwort:

„Der wahrscheinlichen Meinung nach nicht; denn es wird im Gebote bloß die Enthaltung von Speisen, aber nicht von Getränken vorgeschrieben . . .“

Herr Heinrich Oberholder war hochbefriedigt.

„Da sieht man,“ sagte er, „die milde Kirche; wenn nur ihre Organe nicht immer und immer wieder die leidliche Lust offenbarten, zu dem gewöhnlichen Maß der christlichen Tugenden noch ein außergewöhnliches zu verlangen. So ist es in diesem Hause da, im Seminar. Der hochwürdige Herr Regens kann darin sich nie genug tun, weder in der Theorie, noch in der Praxis, und er nötigt — das ist das Mißliche an der Geschichte — seine eigenen strengen Grundsätze auch den andern auf.“

Die Fastenzeit der vierzig Tage war eine lange Frist. Da war jetzt in diesem Jahr der Ukas erlassen worden, daß während der Fastenzeit der nachmittägliche Trunk, der jeweilen am Dienstag, Donnerstag und Sonntag einen Bierstük, wenn auch auf eigene Taschenrechnung, gestattete, untersagt sei. Eine Woche war vorüber; es war alles genau nach dem neuen Gebot vor sich gegangen. Aber Herr Heinrich Oberholder fand sich gar nicht in die Lage.

„Mir fehlt nun die anmutige Fröhlichkeit der Seele, die zum Gedeihen nötig ist, und zudem sehe ich nicht ein, warum man die liquida, die Getränke, die doch das Fasten gar nicht brechen, nicht einmal, wenn man sie trinkt, um den Hunger zu stillen, kurzwegs für volle vierzig Tage verbieten soll?“

„Als die Juden in der Wüste waren, murrten sie und sehnten sich nach Ägyptens Fleischöpfen zurück. Ich tue das nicht, das wäre gegen das Gesetz. . . .“

Er preßte wieder den Zeigefinger und Daumen aufeinander. „Aber ich murre über das neue Gebot und sehne mich nach dem alten Zustand.“

Er klopfte zwei-, dreimal spizig auf den Tisch und sagte: „So ist es.“

Dann seufzte er wieder. Er war nicht Regens. Da wäre das neue Gebot nicht gekommen.

Als er, in der Seele unruhig, aufstand und ans Fenster mit den trüben Scheiben trat, machte er ein Gesicht, das noch viel trüber ausah, als die ungenügend blanken Gläser. Er wohnte im dritten Stockwerk. Drun-

ten lag ein kleiner, einsamer, von Menschen wenig begangener Hofraum. An ihn schloß sich eine große, graue Mauer und dann ein Weinberg an. Die Sonne schaute schon darauf; vielleicht weinten da unten bereits die Reben; denn es war die Zeit des kommenden Frühlings, da alle verborgenen Kräfte sich regen. Über den Weinberg hinaus sah man die braunen und roten Dächer, die weißen Villen, dann ein Tal, mit einem grauschimmernden Fluß, der das Frühlingswasser durch die Ebene trug, dann eine erhabene Gebirgswelt.

Der junge Theologe schaute einige Augenblicke in das Land hinaus. Dann trat er wieder an sein Tischchen und verlor sich im Buch. Plötzlich stand er fast aufgeregt vom Tischchen weg und wieder ans Fenster. Schaute lange und nachdenklich in den Hofraum hinab.

„Der ist einsam genug,“ murmelte er. „Und das Pförtchen ist niemals geschlossen.“

Dann wurde er sehr nachdenklich.

„Dies Eckzimmer da, rechnete er nach, liegt gerade über dem Studierzimmer des Regens; da am Fenster hat er sein Pult. . . Ich müßte warten, bis er schlafen geht und sich in das andere Nebenzimmer begibt.“

In diesem Augenblicke klopfte es an die Türe.

„Intrate“, rief Herr Oberholder. Hoherfreut begrüßte er einen Kameraden früherer Tage, einen jungen Juristen, dem die Alma Mater bereits Ferien zugeteilt hatte. Er war ein Bürger der Stadt, in der sich das theologische Seminar befand. Die beiden Freunde plauderten nun eine kurze Weile, dann war Herr Heinrich Oberholder schon beim neuen Gebote angelangt.

„Die Zeiten werden schlimmer und die Menschen enger“, klagte Oberholder. „Siehst du, man spitzt alles zu, Rat und Pflicht wirft man in einen Tiegel und verwechselt die Moral mit der Askese.“

Der Jurist lächelte.

Aber die Theologie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Man muß die Eigenart schützen,“ sagte er, „und wenn du meiner Not mit einem milden Dienst zu Hilfe kämest, so wüßte ich einen Plan.“

Der menschenfreundliche Jurist erklärte sich bereit.

„Du weißt doch,“ fügte Oberholder wie einer leisen Ängstlichkeit folgend bei, den Grundsatz der Moral: „Liquida non frangunt jejunia, Getränke brechen das Fasten nicht.“

„Ich habe ihn theoretisch nicht gewußt, aber praktisch ausgeübt“, antwortete er.

„Ich will ihn dir erklären,“ sagte der Theologe, und machte ein wichtiges Gesicht, „damit du nicht aus Irrtum eine formale Schuld auf dich ziehst, wo nicht einmal Grund zu einer materiellen vorliegt.“

Dann erklärte er dem Juristen gründlich das Gesetz. Nachher sagte er halbleise:

„Und jetzt hör meinen Plan.“

Der hochwürdige Herr Regens war ein Mann, der scharf auf Ordnung und Statuten hielt. Alles ging bei ihm wie nach einer geheimnisvollen, unsichtbaren Uhr, die ein so kunstvolles Rädergefüge hatte, daß sie nicht bloß die Tagesstunden, die Minuten und Sekunden, sondern jede Arbeit, jedes Vergnügen, die leiblichen Bedürfnisse, ja selbst die Stimmungen des Innern, das Lachen und Weinen anzugeben schien. Schlag vom Kirchturm her die zwölfte Mittagsstunde, dann griff die Hand des Hochwürdigen wie von selbst nach dem elektrischen Drücker, und im stillen Gang des Hauses erklang der breite Ton der Glocke, der die Insassen zum Mittagmahle rief. War der Stundenschlag erschallt, der zur Freiheit mahnte, so schrieb der pünktliche Mann das Wort nicht mehr aus, das er begonnen, las den Satz nicht mehr zu Ende, den er angefangen hatte.

Er stieg am frühesten Morgen, auf die Minute genau, beim Schlag der vierten Stunde vom Lager, löschte am Abend genau um halb zehn im Winter, um zehn im Sommer die Lampe und gönnte sich den Schlaf des Gerechten. Seine Untergebenen behaupteten, genau siebzehn Minuten später träume und sechsundzwanzig Minuten hierauf schnarche er. Daran war jedenfalls das richtig, daß der Herr Regens Abend um Abend ganz genau unter den gleichen Erscheinungen von einem Zimmer ins andere ging und unter immer gleichen Umständen aus Arbeit, Licht und lebendigem Bewußtsein zu Schlaf und Unbewußtsein überging.

Zuerst wurde im Studierzimmer ein Stuhl zurückgeschoben, dann eine Lampe umgeschaltet; hierauf wurde im Winter oben am Fenster ein Flügel geöffnet, im Sommer des ganze Fenster, dafür aber die Läden herangezogen. Alsdann wurde das Licht in den Nebenraum umgeschaltet, dort Fenster und Läden geschlossen — dann nach einigen Minuten wurde es Nacht. Auf diese Pünktlichkeit des Herrn Regens baute der Kandidatus Heinrich Oberholder seinen Plan.

Es war am gleichen Abend, an dem die zwei Freunde sich begrüßt hatten, ein Donnerstag. Vom alten Kirchturm herüber schlug die Glocke halb zehn. Im Zimmer des Regens wurde ein Stuhl zurückgeschoben, eine Lampe umgeschaltet, ein Fensterflügel geöffnet. . . . Dann Schritte ins Nebenzimmer. . . . Ein Licht erlosch. Der Herr Regens ruhte.

Im Zimmer des Kandidaten Oberholder war es anders. Als die Glockenschläge tönten, schaute ein Kopf zum Fenster heraus, ganz ungewöhnlich und ganz ungesetzlich. Zwei Ohren horchten scharf hinab. . . . Als das Licht erlosch, machte der Kandidatus, der in bloßen Strümpfen da stand, einen Freudensprung, der zwar ganz leise geschah, aber gegen alles kirchliche Deforum erfolgte. Der Herr Regens würde ihn unbegreif-

lich gefunden haben. Das Seltsamste aber kam jetzt. Der Kandidatus ergriff eine lange Schnur, die zu einem zierlichen Köllchen gewickelt schien, löste das Köllchen auf und ließ die Schnur durch das Fenster hinaus und längs der Mauer hinab bis in den Hofraum gleiten, am Fenster des Herrn Regens vorüber.

Im Hofraum selber vernahm man schleichende Schritte. Eine Männergestalt huschte herbei, ergriff die Schnur, umschlang mit ihr einen dunkeln, länglichen Gegenstand. Dann ein leiser Ruck als Zeichen . . . die Schnur wurde aufgezo- gen, der längliche, dunkle Gegenstand schwebte langsam, leise, feierlich an der Mauer hinauf, an den Fenstern vorüber, bis zum Eckzimmer des Kandidaten Oberholder, der ihn dort selbsteigen in Empfang nahm. Er war so entzückt darüber, daß er wieder einen ganz unbotmäßigen Freudensprung ausführte, dem ein zweiter folgte, der so unordnungsgemäß ausfiel, daß der Zimmerboden zwar gedämpft, aber dennoch mit einem dumpfen, schweren Hall sein Mitverständnis kundgab. Da erschrak der Kandidatus zwar ein wenig und stand einen Augenblick betroffen mäuschenstill. Dann schloß er das Fensterlein mit den trüben Scheiben, verhing das Licht gegen die Fensterseite mit einem schwarzen Tüchlein und — becherte, allein und einsam, wie ein seliger Zecher, seine Flasche Hopfenbräu. Dann schloß er wie ein Glücklicher, ganz unbekümmert wegen des neuen Gebotes. Einmal kam ein Traumbild zu ihm. In großen, feurigen aber überaus anmutigen Farben erschien eine Schrift vor seinen Augen. Sie lautete:

Liquidum non frangit jejunium!

Dann vertänzeltten und versprühten die farbigen Lichter, wie kleine, schillernde Schlänglein. . . . Auf einmal stand der gleiche Spruch in andern Farben wieder da, aber diesmal in lieblichem Deutsch:

Getränke brechen das Fasten nicht!

Um den deutschen Spruch begann ein fröhlicher Spuk sich zu regen, über den gesegneten Heilsworten tänzelte ein anmutiges Böcklein und schwang in seinen Vorderpfoten eine Art Wappenschild, auf dem in schweren, fast dunkelblauen Lettern das Wort

„Salvator“

geschrieben stand. Unter dem Hauptspruch aber erglänzten zwei andere Sinnworte:

„Münchener Bräu!“

„Bilsener Urquell!“

Das eine in dunkelbrauner Glut, das andere hell leuchtend, wie elektrische Feuerflammen. Der Kandidatus Heinrich Oberholder aber lächelte wie ein Seliger auf seinem Ruhelissen, als ihm die Lichtgestalten vor die schlafgebundene Seele traten.

Heinrich Oberholder schloß ohne Unterbruch und erwachte erst, als die Gangglocke mit ihrem schweren, breiten Ton die stillen Schläfer ans

Tagewerk rief. Er machte beim Morgengebete und in allen Schulstunden ein anmutig glückliches Gesicht, als wäre der Karfreitag-Gottesdienst schon vorüber und das ersehnte Alleluja, das den Ostertag herbeilockt, bereits erklungen.

Am Freitag und am Samstag Abend stieg das Zauberschnürchen unbehelligt auf und ab. Am Sonntag Abend aber trug es nicht bloß eine, sondern zwei Seelen in das Eckzimmer des Kandidaten Oberholder. Es war der Geburtstag Heinrichs und außerdem der Tag des Herrn, an dem so wie so jede Rücksicht auf das Fastengebot wegfiel.

Darum hatte der Kandidatus beschlossen, an diesem Abend sich einen doppelten Genuß zu gestatten. Er hatte diesen Entschluß zu all dem mit einer feinen, theologischen Erörterung begründet.

„Gestattet ist die Doppelgabe sowieso“, hatte er bei sich überlegt, Das war der Untersatz, auf dem er alle andern Schlüsse aufbaute. „An andern, gewöhnlichen Tagen wird nur eine genommen. Darin liegt ein merklicher Abbruch und eine Bezähmung dieser rein irdischen Gelüste. Also“, frohlockte er, „gibt mir gerade diese heimliche Abendflasche da, die ich jeden Tag trinke, Gelegenheit, mich in der Entsagung zu üben, und eine Gelegenheit mir Verdienste zu erwerben, die den andern Herren im Hause gar nicht geboten würde.“

Zwar trat in seiner Denkkammer einmal wie ein schüchterner, wissenschaftlicher Einwurf das Bedenken auf, es könnte durch den fortgesetzten Genuß einer Flasche, diese allmählich doch ungenügend werden, und ein Bedürfnis nach zweien sich regen. Herr Heinrich bekämpfte diesen Einwurf mit starken Gründen:

„Erstens“, sagte er, „ist es noch zweifelhaft — ein zweifelhaftes Gesetz aber verpflichtet nicht. Fürs andere besteht immerhin der kostbare Hauptgrundsatz weiter: Getränk bricht das Fasten nicht. Er gilt nicht bloß für die erste, sondern auch für die zweite und jede folgende Flasche und hört erst an jener Grenzstelle auf, wo die Gefahr einer vollständigen Betrunktheit anfängt. Sogar in diesem Falle würde die große Schuld nicht aus der Verletzung des Fastengebotes abzuleiten sein, sondern aus der Mißachtung anderer christlicher Vorschriften.“ So rettete der Theologe Heinrich Oberholder seinen Gewissensstandpunkt nach allen Richtungen mit sieghafter Sicherheit.

„Es ist doch schön“, sagte er, „wenn man über das Sittengesetz auch im einzelnen im klaren ist.“

So trug das Schnürchen am Sonntag Abend zwei Flaschenbäuche ins einsame Eckzimmer. Ganz ohne alle Anfechtung aber schwebten die zwei Seelen nicht an den Fenstern des Hochwürdigen im untern Stockwerk vorüber. Es scheint, daß sie auf dem geheimnisvollen Wege etwas Furcht

empfangen, oder es mochte sein, daß sie sich gegenseitig weniger gut vertrugen, kurz die zwei Schwebenden führten am Seilchen einige aufgeregte Bewegungen aus. Statt klar und ruhig in die Höhe zu steigen, wie es ihrer geistigen Natur entsprochen hätte, drehten sie sich unruhig im Kreise und führten einen Tanz auf. So geschah es, daß ein Flaschenbauch fast ungestüm an die Fensterscheibe, hinter der das Studierzimmer des Herrn Regens war, anstieß.

„Was war das?“ sagte der Obere und horchte. Er hörte nichts anderes, als über sich ein paar gedämpfte Tritte und dann das Zuschließen des Fensters. So beruhigte er sich im Gedanken, das Geräusch sei oben gewesen.

Heinrich Oberholder hatte am andern Morgen nicht ganz klares Gewissen. Er stand möglichst weit vom Herrn Regens ab, als sie in der freien Zeit gruppenweise plauderten. Der Herr Regens aber trat zu ihm und sagte freundlich zum Kandidaten: „Sie gehen wohl zu spät ins Bett, Herr Oberholder, um halb zehn sollte alles ruhig sein im Haus. Ich hörte gestern noch Geräusch bei Ihnen.“

Der Kandidat erwiderte:

„Hochwürden, ich hatte noch zu tun; das Fenster war noch ungeschlossen.“

„Sie müssen das Fenster nicht ganz schließen; ein Flügel sollte offen bleiben. Man hat morgens klareren Kopf.“

„Ich danke,“ sagte der junge Theologe, „ich will den Rat beachten.“

Wieder stiegen die Seelen hinauf.

Mitte Fasten war schon vorüber. Die schwere Zeit begann durch den Ausblick auf ihr Ende erträglicher zu werden. Der Kandidatus Oberholder kämpfte sich mutig durch; er murrte nie und machte zumeist ein so festliches Gesicht, als wäre für ihn jeder Tag ein Fest ersten Ranges. Aber dieser Bestand innerer Zufriedenheit erhielt plötzlich einen argen Feind.

Es war am ersten Sonntag nach Mitte Fasten. Auf den Bergen glühten die Fastenfeuer. In den Pfannen der vermöglichen Hausfrauen schrien die Kuchen in der heißen, spritzenden Butterbrühe. Ganze Berge des weißen, manierlichen Gebäcks türmten sich auf mächtigen Platten, in vielköpfigen Familien gar in runden, hölzernen Körben auf. Eine helle Freude ging durch das Land wie eine Botschaft aus der nahenden Osterzeit.

An diesem Tage gedachte Herr Heinrich Oberholder nicht mehr bloß zwei, sondern eine Dreierheit der wesensgleichen Seelen in sein stilles Gehäule heraufzuziehen. Er prüfte sorgfältig die Schnur, ob sie den verdreifachten Druck aushalte. Dann befestigte er am Ende derselben einen kunstreichen Ansaß, der drei Schlingen aufwies und so eingerichtet war, daß man ganz rasch und mit aller Sicherheit drei Flaschenhälse einschlaufen konnte.

Die Kirchenglocke schlug halb zehn. Man hörte den Stuhl des Herrn Regens; dann knarrte der Flügel, das Licht erlosch.

Doben ging das Fenster auf. Ein Kopf erschien, zwei Augen spähten in den Hof hinab und auf die Fenster im untern Stockwerk.

Alles war dunkel und ruhig.

Jetzt schlurften unten die Schritte. Die Schnur stieg hinab. Die Masken und Schlingen wurden kunstgerecht eingehängt. Dann schwebten die Seelen aufwärts.

Drunten ein Wegschreiten, das Törlein knarrte. Nur ganz leise.

Vom Tal herauf klang ein Windstoß. Die Flaschen kamen bei den Fenstern des Regens an.

Da — was war das? Es gab ein Stocken. Die Seelen blieben hängen. Ein Flaschenkopf mußte sich irgendwo angenestelt haben. Vielleicht an einem Nagel, der aus dem Holzgesimse vorstand.

Herr Heinrich Oberholder erstarrte. Er hielt mit Anziehen inne. Er sann nach. Die heilige Wissenschaft ließ ihn im Stich. Da mußte eine unheilige eintreten, die Physik. Nach einigen Augenblicken des höchsten Entsetzens — denn im Falle des Mißlingens war alles verloren, sogar die drei Seelen — hob er den Arm weit aus und suchte die Flaschen aus ihrer bedrängten Lage herauszuknöpfen. Nach einigen Versuchen gelang es, aber in etwas hastiger Weise. Als die drei Seelen am gefährlichen Fenster vorüber mußten, war eine so erschrocken oder so boshaft, zwei-, dreimal an die Holzliste anzuklopfen und zwar mit so wenig Anmut und in so eckiger Form, daß der Herr Regens aus den ruhigen, ernstesten Gedanken, mit denen er seine letzten wachen Augenblicke verbrachte, fast noch herausgerissen wurde.

„Was ist nun das gewesen?“ fragte er und erhob sich halb auf. Da war es ihm, als höre er unten Schritte schlurfen und das Knarren des Törchens. Rasch stand er auf und eilte ans Fenster. Aber er sah nichts mehr.

Doben wurde wieder das Fenster geschlossen. Aber, was war das für ein seltsames Geräusch im Zimmer über ihm? . . . Jetzt war es vorüber. Der Herr Regens horchte noch eine Weile, aber alles blieb ruhig und still.

Die drei Seelen waren glücklich und im rechten Augenblick oben angelangt. Hastig riß sie der Freund herein. Aber sie waren nun einmal unbotmäßig heute und zu schlimmen Dingen aufgelegt. Als der Kandidatus sie hereingerettet hatte, stellte er sie in aufgeregter Hast zu Boden und griff nach den Fensterflügeln, um sie zu schließen. In diesem Augenblick kam eine wilde Ausgelassenheit über die drei Geisterlein. Sie purzelten übereinander, es gab ein ungebührliches Geräusch.

Der Herr Regens vernahm es.

Herr Heinrich Oberholder hatte auf diesen feuererleuchteten Kuchen-sonntag Abend seinen besten, vertrautesten Freund eingeladen. Die zwei becherten gemeinsam, still und fast in ängstlicher Fröhlichkeit. Als sie anstießen, hielten sie zwischen die Gläser ihre Finger, daß es zwar gelte, aber nicht zu laut erklinge. In die Freude des heimlichen Genusses mischte sich die heimliche Angst, der Bewohner des untern Stockwerkes habe das Anschlagen und das Umfallen der Flaschen bemerkt. Die größte Sorge aber war, der Herr Regens möchte am Ende heraufsteigen und anklopfen. Nach der ersten halben Stunde schien die Gefahr beseitigt. Der hochwürdige Herr Regens kam nicht. Als die beiden heimlichen Sünder schieden, geschah es so leis und still, als wären sie bereits ihrer Körperlichkeit entledigt und ihre Leiber in den Zustand der unstofflichen Verklärung erhoben.

Auch am folgenden Tage sagte der Herr Regens kein Sterbenswörtchen.

Da wurde die Seele Heinrich Oberholders wieder froh.

Am Dienstag Abend kam wieder eine Seele. Mit ihr das Verhängnis.

An diesem Abend beschloß der Herr Regens von seinem gewöhnlichen Tagewerke in einigen Punkten abzugehen.

Es schlug halbzehn. Das Licht erlosch bald darauf. Aber der Herr Regens lag nicht im Bette; er stand am Fenster, das er leise geöffnet hatte. Schon gestern Abend war er auf dem Posten gestanden, ohne Erfolg; er hatte aber den festen Vorsatz gemacht, zu wachen, bis alles offen vor ihm liege.

Sieh da, oben ging das Fenster auf. Das war jeden Abend so. Das war noch nichts Verdächtiges, wenn auch etwas verspätet.

Jetzt war es einige Augenblicke still. Dann knarrte ganz leise das Törlein. Unter heimlichen Schritten knirschte der Boden. Das war neu und seltsam.

Jetzt aber kam das Neueste und Seltsamste. Von oben herab kam langsam und feierlich eine Schnur, grad an seinem Fenster vorüber.

„Was wird nun da geschehen?“

Eine Weile später stieg die Schnur aufwärts. Zuletzt kam die Flasche.

„Ach so! Das ist des Pudels Kern.“

Rasch entschlossen griff der Hochwürdige darnach, schnitt das Seilchen mit der Scheere durch und raubte den steigenden Geist in sein Reich herein.

Dann schloß er sein Fenster. Der Faden stieg aufwärts und kam leer oben an, wie eine Angelschnur, aus welcher der gefangene Fisch sich abgerissen. Bald war es oben und unten still.

Am andern Morgen erschien der Kandidatus Heinrich Oberholder in gedrückter Stimmung beim Morgengebet und ebenso beim Frühstück. Als er nach demselben rasch auf sein Zimmer eilte, um dort auf Gegenmittel zu einem glücklichen Ausgang zu sinnen, fiel ihm ein guter Gedanke ein.

Nach wenigen Augenblicken klopfte es an die Türe. Der Diener brachte ihm Bescheid, er möchte sogleich zum hochwürdigen Herrn Regens hinunterkommen. Der saß schon an seinem Schreibtisch. Als der Kandidat eintrat, schaute er sehr ernst vom Buche auf.

„Herr Oberholder, bei Ihnen gehen seltsame Dinge vor. Sie sind immer so spät auf. Schlafen Sie denn nicht gut? Was war denn gestern Abend? Sagen Sie mal.“

„Herr Regens mögen entschuldigen, ich bin zuweilen von seltsamen Träumen ganz ungebührlich geplagt.“

„So, so,“ sagte der Obere, und schaute erstaunt.

„So hatte ich“, fuhr der Kandidatus weiter, „auch die letzte Nacht einen unseligen Traum.“

„Ei!“ fügte der Regens bei.

„Es hat mir geträumt, ich sei im Himmel. Da kam Sankt Petrus zu mir und bat mich, für ihn an einer Schnur die Seelen in den Himmel heraufzuziehen, da er die Schlüssel zum Tor wieder einmal verlegt habe.“

„Gerne, sagte ich, will ich dir, o heiliger Fürst aller Apostel, zu Diensten sein.“

Ich stand also auf der Himmelsmauer oben und ließ das Seilchen hinab. Seele um Seele seilte ich herauf. Als ich vermeinte, es wäre die letzte geborgen, rief mich noch eine mit erbarmungswürdiger Stimme an.

Noch einmal ließ ich die Schnur hinab; sie hing sich an. Ich zog. Bis zur halben Mauer ging alles gut und glatt. Auf einmal wurde die Schnur ganz leicht. Was war geschehen? Der Faden kam leer und ledig herauf. Warum?

Der Teufel hatte sich in einer Mauerhöhle verborgen und diese allerletzte Seele schlau weggeraubt. — — Das war der Traum dieser Nacht.“

Der Kandidatus schwieg. Er war erregt über den Verlust der armen Seele.

Der Regens sagte: „Daß Sie so gottselige und doch so unglückliche Träume erleiden, müssen wir verhindern. Ich werde dafür besorgt sein, daß das Törlein da unten einen sichern Riegel erhält und daß er ordnungsgemäß jeden Abend vorgeschoben wird. Dann raubt der böse Feind keine arme Seele mehr auf halbem Wege.“

Jakob Grüninger.

